

# Bilder-

N<sup>o</sup> 31.



# Magazin

1843.

## Die Ruinen von Palenque.

Die Geschichte berichtet uns, daß im Jahre 1750 eine Abtheilung Spanier auf einer Wanderung im Inneren von

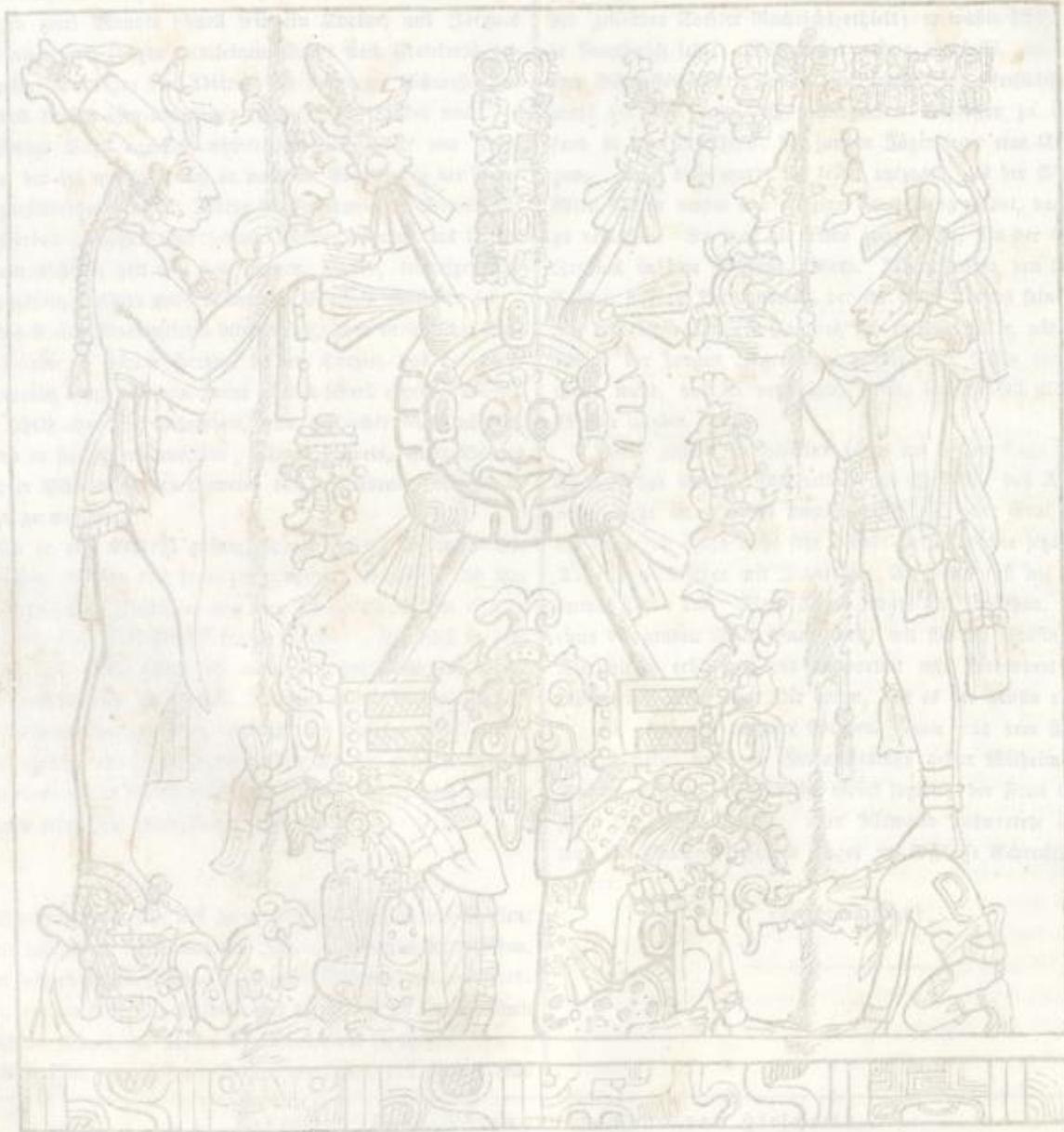
Mejiko nach den Ländern nördlich von dem District Carmen, in der Provinz Chiapas, inmitten einer unermesslichen Einöde plötzlich auf alte steinerne Gebäude, die Ueberreste einer sich ziem-



(Das Monument zu Palenque.)

lich eine Meile weit erstreckenden Stadt gestossen. Das Vorhandensein einer solchen Stadt war völlig unbekannt; in keinem Buche fand man etwas davon erwähnt, und keine Sage gedachte ihres Bestehens. Dies sind die Ruinen von Culhuacan, eigentlich Ruinen von Palenque geheissen nach einem Dorfe dieses Namens in der Nachbarschaft, zur Unterscheidung von welchem sie auch Alt-Palenque genannt werden. Palenque ist ein spanisches Wort und bedeutet Pallisaden oder hölzerne Einfriedigung, Planke. Beinahe vierzig Jahre wurde dieser Entdeckung wenig Aufmerksamkeit gezollt, aber im Jahre 1786 unternahm der Capitain Del Rio, mit der nöthigen Vollmacht des Gouvernements von Guatimala versehen, eine Expedition dahin, um die Ruinen zu durchforschen. Mit Hilfe von zweihundert Indianern befreiete er einen großen Flächenraum von der sie bedeckenden Waldung und enthüllte dem Auge auf diese Weise eine

Anzahl Gebäude. Er schrieb einen Bericht, welcher in dem Archive von Guatimala niedergelegt wurde und dort verschlossen blieb, bis dieses Land das spanische Joch abwarf, und das ursprüngliche Manuscript in die Hände eines Engländers fiel, der sich dort niedergelassen. Im Jahre 1822 erschien eine Uebersetzung davon, wodurch Europa zuerst mit der Existenz dieser alten Stadt bekannt wurde. Während Del Rio's Bericht unbekannt in jenem Archive lag, wurde Capitain Dupair an der Spitze einer zweiten Expedition abgesendet, die alten Monumente der bezeichneten Gegenden zu erforschen, und er besuchte im Jahre 1807 Palenque. Allein seine Mittheilungen und die sie begleitenden Zeichnungen gelangten in das Museum von Mexiko und blieben daselbst ebenfalls eine Reihe von Jahren unbenutzt liegen, indes wurden sie nachmals in Frankreich veröffentlicht. Später gab Lord Kingsborough in London ein



(Supplément à l'ouvrage de M. de la Harpe)

Prachtwerk über die Alterthümer von Mexiko in sieben Folio-Bänden heraus, wovon der Bericht des Capitain Dupair einen Theil bildet. Oberst Galinde und Waldeck haben seitdem Palenque besucht; der neueste Reisende, welchem wir Nachrichten über den Ort verdanken, ist Stephens, und aus seiner Beschreibung sind zum Theil die nachstehenden Notizen entlehnt.

Die Stadt Culhuacan scheint, nach ihren Ueberresten zu urtheilen, 6 bis 7 Stunden im Umfange gehabt zu haben. In dieser ganzen Fläche bemerkt man Ueberreste von Tempeln, Befestigungen, Gräbern, Pyramiden, Brücken, Wasserleitungen, Häuserruinen, wie man unter dem Sande Vasen, Götzenbilder, musikalische Instrumente, colossale Statuen, sowie sehr gut ausgeführte Basreliefs mit Charakteren findet, welche wirkliche Hieroglyphen zu sein scheinen. Das Aussehen des Ortes, die Vollendung einiger Sculpturen, die allgemeine Form der Bauwerke, Alles zeugt von einer Civilisation, welche das, was man in dem übrigen Mexiko findet, weit übertrifft. Die Figuren stellen ein hochgewachsenes Volk von schlanken, zierlichen Verhältnissen und einer edeln, regelmäßigen Gesichtsbildung dar. — Von der Geschichte dieses uralten Volkes, das einen hohen Grad von Civilisation erreicht zu haben scheint, ist nichts bekannt.

„Die Stadt,“ sagt Capitain Dupair, „war auf dem Abhange einer felsigen Bergkette erbaut und nahm einen Raum von anderthalb Stunden in Ausdehnung ein. Eine so hohe Lage sicherte sie gegen feindliche Angriffe, während die Wäldungen, welche hier und da die weite und schöne sie umgebende Landschaft schmückten, das Ohrige dazu beitrugen, sie zu einem wünschenswerthen Aufenthalte in Friedenszeiten zu machen.“

Die Ueberreste der Stadt bestehen in einer Anzahl in Verfall begriffener, über einen beträchtlichen Flächenraum verstreuter Gebäude, die so von Bäumen umgeben sind, daß man sie nicht eher gewahrt, als bis man dicht an sie herangelangt ist. Von dem vorzüglichsten Gebäude, welches die Reisenden den Palast nennen, gewährt die auf dem beiliegenden Doppelstahlsche befindliche Abbildung eine zum Theil ergänzte Ansicht. Stephens Beschreibung dieser interessanten Ruine lautet folgendermaßen:

„Der Palast steht auf einer künstlichen Anhöhe von länglicher Form, vierzig Fuß Höhe, dreihundert und zehn Fuß Länge und zweihundert und sechzig Fuß Breite auf beiden Seiten. Diese Anhöhe war vormals mit Mauerwerk eingefast oder bekleidet, aber die Steine sind durch die Bäume verdrängt worden, und ihre Form ist kaum noch erkennbar.“

„Das Gebäude steht mit seiner Fronte nach Osten und ist zweihundert und achtundzwanzig Fuß lang und hundert und achtzig Fuß tief. Seine Höhe beträgt nicht mehr als fünfundzwanzig Fuß. Rings um dasselbe lief eine vorspringende steinerne Kranzleiste. Die Fronte enthielt vierzehn Thorwege, jeder von ungefähr neun Fuß Breite, und die dazwischen befindlichen Mauerpfeiler messen jeder sechs bis sieben Fuß in Breite. Auf der linken Seite sind acht von diesen Pfeilern eingefürzt, so auch die Ecke auf der rechten Seite, um die darunter befindliche Ter-

rasse ist mit Trümmern bedeckt; nur noch sechs Pfeiler sind ganz, das Uebrige der Vorderseite ist offen.“

„Am Fuße einer Erhöhung, mit der Basis an einen andern ähnlichen Bau stoßend, erhebt sich ein anderes pyramidales Gebäude von ziemlicher Höhe. Die Waldung, welche das Terrain bedeckt, ist so dicht, daß man die eine Pyramide von der andern aus nicht sehen kann. Das Gebäude, wovon hier die Rede ist, mißt achtunddreißig Fuß in der Fronte, achtundzwanzig Fuß in der Tiefe und hat drei Thüren oder Eingänge. Die Endpfeiler sind mit Hieroglyphen in Stuk und zwei großen Medaillons in schönen Einfassungen verziert, und die Zwischenpfeiler zeichnen sich durch Basreliefs, ebenfalls in Stuk ausgeführt, welche denen an anderen hier aufgefundenen Gebäuden gleichen, vortheilhaft aus.“

Das Innere ist in zwei Corridors getheilt, deren jeder neun Fuß breit und mit Steinen gepflastert ist. Der Front-Corridor hat eine in eine Spitze aufsteigende Decke und ist mit einer Schicht platter Steine überdeckt. An verschiedenen Stellen, auf beiden Seiten, sind Löcher, die man auch in den anderen Corridors findet; wahrscheinlich dienten sie zum Durchstecken von Balken, welche das Gerüst trugen, während das Gebäude aufgeführt wurde, sie sind aber niemals ausgefüllt worden.

Der hintere Corridor ist in drei Abtheilungen geschieden. In der Mitte, dem Haupteingange gegenüber, ist ein von allen Seiten eingeschlossenes Gemach, welches man mit dem Namen Oratorium oder Altar bezeichnet. Ueber der Thür sind reiche Verzierungen in Stuk angebracht, und die Pfeiler zu beiden Seiten schmücken steinerne Bilder in halb erhabener Arbeit. Im Inneren ist das Gemach fünf Fuß sieben Zoll tief und neun Fuß breit.

Man sieht daselbst weder Bildwerk von Stuk, noch Malereien, wohl aber ist in die hintere Wand ein die ganze Breite des Gemachs einnehmendes steinernes Bild von neun Fuß Breite und acht Fuß Höhe eingesetzt. Dieses Bild ist das vollkommenste und interessanteste Monument, welches man in Palenque gefunden hat. Es ist aus drei besonderen Steinen zusammengesetzt, deren Zusammenfügung man deutlich erkennen kann, und die auf der Abbildung (s. den beigegefügte großen Holzschnitt) durch die senkrecht verlaufenden schraffirten Linien angedeutet sind. Die Sculpturarbeit hat sich vollkommen erhalten, und die Charaktere der Figuren treten deutlich hervor. Die Hauptfiguren scheinen in Darbringung von Opfern begriffen zu sein. Beide stehen auf dem Rücken von menschlichen Wesen, wovon das eine sich auf Knie und Hände stützt, während das andere durch die Last zu Boden gedrückt erscheint. Zwischen den beiden letzteren Figuren sitzen zwei andere mit untergeschlagenen Beinen; sie stützen sich mit der einen Hand auf den Fußboden und halten mit der andern eine steinerne Tafel; letztere ruht außerdem auf dem gebogenen Nacken ihrer Träger, deren verzerrte Züge Schmerz und Pein zu verrathen scheinen. Sie sind beide in Leopardenhäute gekleidet. Auf der Tafel ruhen zwei sich kreuzende Stöcke, deren oberes Ende reich verziert ist, und welche eine Art scheußli-

her Maske mit weit geöffneten Augen und heraushängender Zunge tragen. Diese scheint der Gegenstand zu sein, welchem das Opfer dargebracht wird.

Die Pfeiler auf jeder Seite des Thorweges enthielten eine steinerne Tafel mit halberhabenen Figuren. Diese Tafeln oder Bilder sind aber von ihrem Platze nach dem Dorfe (Valenque) geschafft worden, wo sie als Verzierungen einer Hausmauer dienen.

Der Altar ist vielleicht der interessanteste Gegenstand unter den Ruinen von Valenque. Der Zahn der Zeit hat ihn verhältnismäßig verschont, und das oben beschriebene steinerne Bild hat Jahrhunderte hindurch dem Einfluß der Witterung und anderen verheerenden Elementen auf eine merkwürdige Weise widerstanden. Einsam, verlassen und ohne Verehrer prangt er noch immer in seinem Heiligthum, und die Figuren sind noch so vollkommen und unversehrt, daß man sich unwillkürlich in jene uralte Zeit versetzt fühlt, wo hier fromme und gläubige Verehrer ihre Ceremonien verrichteten.

### Albine.

Nach Alexander Dumas.

(Fortsetzung.)

#### 5.

Albine hatte geglaubt, ihr Gatte würde, wenn er das süße Geheimniß vernommen, das sie ihm mitzutheilen kaum erwarten konnte, die höchste Freude empfinden. Sie irrte sich. Maximilian erbleichte, als sie ihm das Geständniß ablegte, drückte ihr heftig die Hand, die sie ihm gereicht hatte, und entfernte sich rasch, ohne ein Wort zu sagen.

Tief betrübt begab sich Albine in ihr Zimmer; sie wußte nicht, was ihr den Zorn ihres Gatten zugezogen haben könnte. Nach einer Stunde etwa erhielt sie einen Brief mit folgenden Worten:

„Frau Gräfin! Ich theile Ihnen einfach meinen unabänderlichen Willen mit.

„Sie werden von heute an die Mauern des Schlosses nicht mehr verlassen, nie mehr vor meinen Augen erscheinen. In Hof und Garten mögen Sie ungehindert einhergehen, sobald ich mich entfernt habe, und ich werde mich alle Tage entfernen, aber wagen Sie es nicht, einen Schritt darüber hinaus zu thun. Es versteht sich, daß Sie auch an Niemanden schreiben, und daß die Wilhelmine im Schlosse ferner nicht mehr erscheinen darf. Gehorchen Sie, oder ich stehe nicht für die Folgen, die Sie sich selbst zuzuschreiben haben würden.

Mar. Graf von Eppstein.“

Albine weinte und trauerte lange, ohne zu errathen, was ihren Gemahl so zornig gegen Sie gestimmt habe. Endlich schrieb sie an ihre liebe Wilhelmine gleichsam ihr Testament,

dann wollte sie den Grafen von Eppstein um eine Erklärung seines seltsamen Benehmens angehen.

„Ich darf Dich weder sehen, meine gute Wilhelmine, noch Dir schreiben; dieser Brief wird Dir deshalb erst übergeben werden, wenn ich todt bin. Der Tod wird mich wohl von dem Gehorsam entbinden.

„Du hattest mir versprochen, die Amme meines Kindes zu werden, wenn ich selbst nicht im Stande sein sollte, ihm genügende Nahrung zu reichen. Vergiß dieses Versprechen nicht; aber ich wünsche noch mehr. Wenn mich Gott zu sich rufen sollte, so würde mein Gemahl mein Kind wohl sorgsam erziehen, aber, Du weißt es, die Männer lehren wohl das Leben, nur die Frauen wissen auch auf den Himmel hinzuweisen. Sprich mit meinem Kinde von mir, oft, immer, Du wirst es besser vermögen als der Graf, der mich nie kannte. Uebrigens vergesse ich auch Dein Kind nicht. Du wirst bei diesem Briefe zwei andere finden, einen an meine gute Tante, den anderen an den Major von K. in Wien. Sie werden für Dein Kind sorgen. Für das meinige lege ich dem Briefe eine Locke von mir bei.

Albine von Eppstein, geb. von Schwalbach.“

„M. S. Ich habe noch etwas vergessen. Ich wünsche, daß mein Kind, wenn es ein Knabe ist, Eberhard genannt werde, wie mein Vater hieß, Ida dagegen, wie meine Mutter, wenn es ein Mädchen ist.“

Nachdem dieser Brief geschrieben war, wurde Albine etwas ruhiger, denn nichts stärkt die Seele mehr, als ein gefaßter Beschluß, und Albine hatte sich fest vorgenommen, ihren Gatten zu nöthigen, das schreckliche Schweigen zu brechen, möchten auch die Folgen sein, welche sie wollten.

Der Tag verging schnell und die Nacht kam. Die Gräfin ließ mehrere Kerzen anzünden, und als sie zu der gewöhnlichen Stunde Maximilian über den Corridor gehen hörte, trat sie heraus. Er wollte schweigend an ihr vorüberschreiten, Albine legte aber mit einer Festigkeit, deren sie sich selbst nicht fähig gehalten hatte, ihre Hand auf seinen Arm.

„Was wünschen Sie, Frau Gräfin?“ fragte Maximilian.

— „Eine kurze Unterredung unter vier Augen.“

„Wann?“

— „Sogleich.“

„Diesen Abend?“

— „Ja, diesen Abend.“

„Madame!“ sprach Maximilian drohend.

— „Ich bitte darum.“

„Gedenken Sie an den Rath, den ich Ihnen gegeben habe, meinen Zorn schlummern zu lassen; Sie wollen ihn wecken? Sei es darum.“

Sie sahen einander an; beide waren bleich. Der so lange gefürchtete entscheidende Augenblick war gekommen.

(Fortsetzung folgt.)